

Die

Jurica Pavičić

Zeugen

Aus dem Kroatischen von Brigitte Kleidt

– Lesesprobe –

schruf & stipetic

3 Im Dornenschloss

September, im Zagorje

Alles um sie herum verlor die Bedeutung. Weiß gekalkte kleine Kirchen, hübsche Gehöfte, grüne Hügel zogen am Fenster vorbei, eine Landschaft wie auf einer Milchtüte. Durch den Regen wirkte es, als sei ein schlechter Werbespot retuschiert worden. All das berührte Lidija nicht. Sie starrte durch den unteren Teil der schmutzigen Scheibe und fühlte sich hundeehend.

Kaum hatte sie in dem Bus Platz genommen, der sie über die Landstraße durch das Zagorje nach Krapinske Toplice bringen sollte, wurde Lidija schlagartig bewusst, dass die Fahrt gar nicht lange genug dauern konnte. Sie fürchtete den Moment, wenn sie am Busbahnhof aussteigen und Krešo sehen würde. Es war, als zöge ein gefährlicher Sog sie tief in diese verregnete, bizarre Welt hinein. Die tropfnasse, vom Krieg unberührte Landschaft verspottete sie, verhöhnte ihre entsetzliche Angst vor dem Wiedersehen mit dem Bruder in der Klinik.

Im selben Moment fiel Lidija ein, dass sie Krešo gar nicht Bescheid gesagt hatte, damit er sie nicht vom Bahnhof abholte. So hatte sie wenigstens den Weg für sich und konnte allein durch den kleinen Ort spazieren. Sie würde langsam gehen, einige Minuten in dem riesigen Gebäude des früher auf Herzkrankheiten spezialisierten Krankenhauses verträdeln und den Moment hinausschieben. Sie fürchtete sich, ihn zu sehen. Oder genauer, sie fürchtete sich, ihn dort zu sehen.

Alles war noch einigermaßen in Ordnung gewesen, solange Krešo in Split im Krankenhaus gelegen hatte. Er war ihr vorgekommen wie ein Kind, zurückgeschleudert in der Zeit, bemitleidenswert, aber auch Mitleid heischend, liebenswürdig

und optimistisch. Man merkte ihm die traumatischen Erfahrungen nicht an, die erlittenen Schmerzen, auch keine Schuldgefühle. Nicht einmal das verlorene Bein war ein Problem. Mit Hilfe von Krücken und Geländern bewegte sich Krešo von Tag zu Tag geschickter.

Sechs oder sieben Wochen nach dem Verlust des Beines wurde Krešo in die Orthopädie nach Krapinske Toplice verlegt. Übungen, das Anpassen der Prothese und Wiedereingliederung ins zivile Leben. Obwohl das Thema jedes Mal einen heftigen Streit zwischen ihr und der Mutter heraufbeschwor, glaubte Lidija felsenfest, dass die Rehabilitation in Toplice ein großer Fehler war. Krešo war nicht stark, und die Reha-Umgebung ließ die Hoffnungslosigkeit in ihm explodieren wie einen Treibstofftank, in den ein brennendes Streichholz geworfen wird. Er war umgeben von fremder Bitterkeit, Zynismus und Wut. Lidija hatte ihn schon fünf Mal besucht, und jedes Mal hatte sie den Eindruck, dass die Klinik Krešo allmählich vergiftete wie LSD oder Nervengas und ihn in einen verbitterten Invaliden-Zombie verwandelte. Bereits beim zweiten oder dritten Besuch hatte sie etwas Krankhaftes, Ansteckendes in der Luft gespürt. Sie wollte Krešo aus dieser verzerrten, böartigen Umgebung herausholen, die wie ein schlechter Horrorfilm wirkte. Aber es war, als sähe nur sie, was die anderen nicht sahen, und als würden sie anderen sie deswegen für verrückt halten.

Gewöhnlich rief sie ihn vorher nicht an, die Tage in der Klinik verliefen ohnehin immer gleich. Sie nahm von Split aus den Nachtbus und stieg am nächsten Morgen am Zagreber Hauptbahnhof in den Regionalbus um. Gegen eins erreichte sie Toplice, ungefähr zu der Zeit, wenn die Kranken ihre Übungen absolviert und ihre Diät Mahlzeiten eingenommen hatten, meistens gedünstetes Geflügel mit Gemüse. Fast immer traf sie ihn an der ovalen Theke im Wohnbereich an. Jedes Mal trug er

den schrecklichen dreifarbigen Trainingsanzug, den sie ihm fürs Krankenhaus gekauft und so abgenäht hatten, dass das Hosenbein auf der verkrüppelten Seite nicht herabbaumelte. Krešo war nie allein. Am Ausschank traf Lidija andere Patienten der Reha-Klinik, überwiegend Invaliden wie Krešo. Beim ersten Mal versuchte er, ihr seine Kumpanen vorzustellen. Allerdings spürte er schnell ihre Abneigung und wusste nicht, wie er sich verhalten sollte.

Lidija gefiel diese merkwürdige, groteske Gesellschaft nicht. Einerseits bemühten sich die Männer, männlich und kämpferisch aufzutreten, kurz geschorene muskulöse Helden, randvoll mit Schnaps. Andererseits trugen sie grellbunte Trainingsanzüge und wirkten ohne Hand, Bein, Unterschenkel oder Fuß hilfsbedürftig und verletzlich. Lidija rief sich zur Vernunft. Sie redete sich ein, dass man diese Versehrten respektieren müsse, sie wurden in den Nachrichten gefeiert, hatten Opfer gebracht, während sich andere bereicherten oder außer Landes flohen. Aber dass ihr Bruder ihnen immer ähnlicher wurde, erfüllte sie mit Abscheu. Er trank viel mehr als in Split. Im Laufe eines Nachmittags kippte jeder von diesen Typen gut und gern zehn Cognac in sich hinein, und sie wurden immer lauter und zynischer, spannen sich mit ihrem Militärjargon in ihre Welt ein, in ihre wechselseitigen Bekanntschaften, erzählten Anekdoten aus dem Krieg und sangen ein Loblied auf die Veteranen. Für alles außerhalb dieser Welt hatten sie nur Spott, Verachtung oder Hass übrig: Politiker, Flüchtlinge, Profiteure, die Stadtbevölkerung, Krankenpfleger, Köchinnen, die Leute im Ort, eigentlich alle Gesunden, alle Zivilisten. Sie schnauzten die Kellnerin an, wenn sie kassieren wollte, beschwerten sich lautstark bei den Küchenhilfen in der Kantine, die Portionen seien zu klein, beschimpften die Ärzte als Saboteure, hetzten auf unterstem Niveau gegen Politiker und Personen des öffentlichen Lebens. Li-

dija hätte als Angehörige eines der Ihren Zutritt zu diesem Kreis haben können. Aber sie wollte das nicht, schreckte vor dem Ausmaß der Finsternis zurück. Zwei oder drei Kneipengespräche reichten ihr, um Toplice und Krešos neue Freunde zu hassen. Nach drei Monaten fürchtete sie, eines Tages auch Krešo zu hassen. Auf den ersten Blick wirkte er unverändert, nur schweigsamer und pessimistischer.

Lidija fand Toplice mit jedem Besuch schrecklicher. Einige von Krešos Kumpanen hatte sie inzwischen kennengelernt. Ein blonder Slawonier mit serbischem Akzent war besonders verbittert, sarkastisch und anstrengend. Als er hörte, dass Lidija Journalistin war, ließ er sie nicht mehr in Ruhe, sprach von Verrätern, Politikhuren, Lügenpresse und geschöner Wirklichkeit, als sei Lidija höchstpersönlich der Militärzensor, der Informationsminister oder diejenige, die die Kapitulation seiner Heimatstadt zu verantworten habe. Einmal vertrat sie die Meinung, kein Mensch, egal ob Kroat oder Serbe, dürfe aus seiner Wohnung vertrieben werden. Krešos Freunde hätten sie am liebsten gelyncht. Der Blonde warf ihr vor, sie habe den Krieg einfach nicht nah genug erlebt und sei nur darum den Serben gegenüber so nachgiebig.

Dann war da noch ein Typ aus Trogir, hager, bärtig und mit blutunterlaufenen Augen, dessen unzusammenhängendes, pausenloses Geschwafel Lidija extrem auf die Nerven ging. Seine Monologe endeten regelmäßig mit der Aufforderung, jemanden umzubringen. An der Theke malte er aus, wie er die Serben abmurksen würde, die mit seinem Sprössling in eine Klasse gingen. Auch Politiker jeglicher Couleur, Mitarbeiter humanitärer Organisationen, unfreundliche Schwestern, die Lebensmittel- und Bettwäschelieferanten mussten dran glauben. Er wollte den Verfasser des Telefonbuchs kaltmachen, weil der Name seines Geburtsortes falsch geschrieben war, den Inhaber der Kneipe,

die Kellnerin, jeden Busfahrer, der von ihm einen Fahrschein verlangte. Lidija lauschte dem endlosen, krankhaften Redestrom und ihr Magen rebellierte. Gleichzeitig sah sie, wie die übrige Kneipenbruderschaft zu all dem erfreut mit dem Kopf nickte, einschließlich Krešos, der sich etwas abseits in Schweigen hüllte, sodass nicht klar wurde, ob er schon genau wie die anderen dachte oder nur auf dem besten Wege dahin war.

Schon beim zweiten Besuch versuchte sie, ihn so schnell wie möglich nach draußen zu lotsen, indem sie vorgab, er brauche Bewegung und müsse mit den Krücken üben. Toplice hatte hübsche Grünanlagen aus der k.u.k. Zeit, die in den ehemaligen großherzoglichen Park übergingen und zu einem zweiflügeligen Schloss mit Rokokoverzierungen führten. Lidija spornte Krešo an, die Allee hinunterzulaufen. Sie gingen nebeneinander her, nickten den Kindern zu, die im Zagorje dazu erzogen wurden, jede ältere Person zu grüßen, und schwiegen die meiste Zeit. Krešo war ohnehin nicht sehr gesprächig. Allein und isoliert vom Rest der Reha-Gruppe benahm er sich zwar normal, verteidigte aber seine Freunde. Wütend wehrte er jede diesbezügliche Bemerkung seiner Schwester ab, und wenn sie sich noch so zurückhaltend äußerte. Allmählich hatte Lidija es begriffen: Sie war eine Zivilistin, sie hatte beide Beine und niemandes Tod verschuldet. Sie gehörte jener Welt an, mit der Krešo und seine Freunde inzwischen über Kreuz standen. Auch sie war der Feind, wenn auch ein harmloser.

All das ging Lidija durch den Kopf, als sie gegen eins am Busbahnhof in Toplice ausstieg. Sie fühlte sich wie eine Widerstandskämpferin, die in einem fremden, unwirtlichen Land voll grausamer und unberechenbarer Menschen agierte.

Sie klemmte ihre Tasche unter den Arm und ging durch das Städtchen. Eingebettet zwischen Hügel wäre der Ort unter normalen Umständen richtig nett gewesen. Nur das riesige

Krankenhaus, von dem die Menschen hier lebten, störte den Eindruck. Früher waren jährlich fünfzehntausend Herzpatienten aus dem ehemaligen Jugoslawien hierhergekommen, hatten unter ärztlicher Kontrolle Gymnastik und Krafttraining gemacht, waren geschwommen und gejoggt. Jetzt waren die kardiovaskulären Fälle in der Minderheit, stattdessen kamen junge verwundete Soldaten, Invaliden.

Als Lidija den Park betrat, sah sie Krešo auf einer Bank sitzen. Er bemerkte sie, erhob sich und kam ohne Zögern, aber auch ohne zu lächeln näher. Sie umarmten sich und setzten den Spaziergang gemeinsam fort.

Krešo redete lebhafter und interessierter als sonst.

»Ich werde entlassen, das steht jetzt fest.«

»Wann?«

»In etwa zehn Tagen.«

»Und die Prothese?«

»Ich fahr erst mal ohne nach Hause. Wenn sie fertig ist, muss ich das Laufen neu üben.«

»Warum schicken sie dich dann ohne fort?«

»Wäre es dir lieber, ich bliebe hier?«

Jetzt geht's los, dachte sie. Aber sie würde nicht klein begeben.

»Nicht mit den Typen, mit denen du hier herumhängst. Noch ein Monat, und du bist Alkoholiker und der perfekte Selbsthasser.«

Sie drehte sich um, wollte sehen, wie er reagierte. Er war wohl gut gelaunt, denn ihre Worte erzürnten ihn nicht.

»Das verstehst du nicht.«

»Was willst du machen, wenn du heimkommst?«

»Den Papierkram regeln und Arbeit suchen.«

»Was für Arbeit? Auf die Waschanlage kannst du nicht zählen. Sie haben dir die Stelle nicht freigehalten, und ohne Bein kannst du keine Autos putzen.«

»Da will ich auch gar nicht hin. In der Garde habe ich mich an bessere Bezahlung gewöhnt. Die neunhundert Kuna im Monat können die sich sonst wohin schieben. Ich mach was mit Computern.«

»Mit Computern?«

»Ich hab dir doch von dem Kurs erzählt.«

»Du hast gesagt, das sei eine Kinderei, nichts Richtiges.«

»Es hat sich ganz gut entwickelt. Nichts Überraschendes, Anwenderwissen, Buchhaltung, Dateneingabe, Anlegen von Dokumenten, Rechnungswesen. Es ist eine Grundlage.«

»Wird dich die Veteranenvereinigung unterstützen?«

»Die brauche ich nicht, ich finde schon alleine Arbeit.«

»Hast du was in Aussicht?«

»Bei einer kleinen Firma. Ein Anzeigenblatt mit ein paar Klatschspalten, wird über Kioske, Supermärkte und Videotheken vertrieben. Ich soll die Anzeigen eintippen. Alte Freunde aus Split haben mir den Job verschafft.«

Gemächlich beendeten sie die dritte Runde durch den Park, vom Krankenhaus bis zum Schloss. Es hatte sich eingebürgert, dass sie danach in eine Gaststätte essen gingen.

Wer die Küche des Zagorje genießen wollte, war nämlich in dieser Hochburg der gesunden, fettarmen und salzfreien Kost fehl am Platz. Das einzige richtige Restaurant lag außerhalb des Parks. Es bot den trostlosen Anblick sozialistischer Gaststätten aus den siebziger Jahren: verglaste Fassade, nachträglich angebrachte Coca-Cola-Reklame, zahlreiche Tische mit Tischdecken von zweifelhafter Sauberkeit und klebrige Salzstreuer. Angeboten wurden nur billiges Bier, eine Art Früchtetee und Espresso aus einem schmuddeligen Apparat. Die Speisekarte war in Kunstleder gebunden und enthielt das Standardrepertoire postjugoslawischer Gastronomie: Fleisch vom Grill, einfache Salate,

Rinderbrühe, Bratkartoffeln und Palatschinken.

Die Kellnerin eilte in Gesundheitsschuhen herbei. Die Geschwister waren an den etwa fünfzig Tischen die einzigen Gäste. Sie betrachtete sie neugierig über ihren Notizblock hinweg, während sie die Bestellung aufnahm. Krešo entschied sich für Kotelett und Tomatensalat, Lidija für Cevapcici und Käse.

»Arbeit wird dir guttun.«

Sie sagte es mehr, um überhaupt etwas zu sagen, es gefiel ihr nicht, dass das Gespräch stockte.

»Was willst du damit sagen?«

»Nichts, wieso?«

»Inwiefern soll mir das guttun?«

»Einfach so.«

Sie sah, dass Krešo wütend wurde, aber nicht auf diese kindische Art wie sonst.

»Ich weiß, was du denkst.«

»Spinn nicht rum, Krešo, was ist denn jetzt wieder los?«

»Es ist gut für mich, dass ich rauskomme, das hast du gedacht. Ich habe ein Bein verloren, taue zu nichts, kriege eine Minirente, also ist es besser, wenn ich Arbeit habe, statt mich zu verkriechen und zu jammern. Das hast du doch gemeint. Dann wird ihm nicht langweilig, er bekommt Abwechslung, immerhin hat er noch fünfzig Jahre vor sich. Ich verstehe das *gut für dich* schon richtig. Es ist mir vollkommen klar, warum es gut für mich ist, du musst mich nicht jedes Mal daran erinnern, dass ich ein Krüppel bin.«

Jetzt wurde Lidija wütend.

»Willst du hören, was ich wirklich denke?«

»Na endlich!«

»Willst du es wirklich?«

»Seit drei verdammten Monaten schon! Ich habe es satt, wie ein Dreikäsehoch verhätschelt zu werden.«

»Ich denke, dass du verdammt noch mal ein Held der Nation bist, ein Heiliger, ein Held des Heimatkriegs. Du hast dich für das Vaterland geopfert.«

»Mach dich nicht über mich lustig. Das hör ich mir nicht an.«

»Sei still! Du gehörst zu den Helden, sie werden dich in den Bus tragen, und du musst nicht in den beschissenen Schlangen vorm Bankschalter anstehen. Alle ehren dich, verneigen sich vor dir, wer dich beleidigt, ist moralisch tot.«

»Das hör ich mir nicht weiter an!« Krešo heulte fast.

»Doch, du hörst es dir an, weil das Entscheidende erst zum Schluss kommt. Sie verehren dich und verneigen sich vor dir. Aber wie lange noch? Fünf Jahre, zehn. Wir, die wir uns an den Krieg erinnern, vielleicht noch länger. Wir werden dich auf der Straße sehen und den Kindern sagen: *Schau, der hat sein Bein bei der Garde verloren*. Für uns bist du noch zehn bis fünfzehn Jahre der Held. Danach kommen neue Generationen, die jetzt gerade geboren oder fünf Jahre alt oder noch gar nicht gezeugt sind. Was wird ihnen die *Verteidigung der Heimat* bedeuten? Nichts, verdammte Scheiße. Eine Lektion im Schulbuch. Denen bist du genauso wichtig wie uns die Partisanen oder der Antifaschistische Rat der Nationalen Befreiung Jugoslawiens. Weißt du, wie die dich sehen werden?«

Er schwieg, und sie redete weiter.

»Wie die pensionierten alten Partisanen aus dem Zweiten Weltkrieg, die sich im Ortsbeirat mit ihren Aktenköfferchen aus Kunstleder treffen. Für die nächste Generation wirst du ein privilegierter Parasit sein, ein Typ, der wegen irgendwelcher Kriegsverdienste zu Hause hockt, nichts arbeitet, jedem Vorträge über seinen Heldenmut hält, stinklangweilige Anekdoten zum Besten gibt aber ein paar Tausender als Rente kriegt, viel mehr, als deren Erzeuger mit ihrer Arbeit im Zementwerk oder auf der Werft je verdienen könnten. Du fragst mich, was ich

denke? Frage dich, was sie denken werden. Sie werden dich am liebsten auf den Mond schießen!»

Lidija verstummte, weil die Kellnerin das Essen brachte, aber sie zitterte vor Wut.

Krešo war ruhig geblieben. »In einem Punkt liegst du falsch. Ich werde keine langweilige Kriegsanekdoten zum Besten geben. Nicht mal interessante.«

Lidija lachte. »Und was machst du dann den ganzen Tag mit deinen Kumpels an der Bar? Den ganzen Tag die gleiche Leier, dieser Hügel, jener Hügel, wer tot und wer am Leben ist, Pakrac, Čepikuće ... Diese Jungs sind Paradebeispiele für das, was ich meine.«

»Es ist nicht ihre Schuld, dass sie verwundet wurden.«

»Deine auch nicht. Wenn du anfängst, das zu genießen, dann bleib weg von mir. Ich habe gesagt, Arbeit sei gut für dich, nicht weil das Leben für dich nichts mehr bereithält und du Normalität vorspiegeln musst. Im Gegenteil, für dich ist der Krieg vorbei, für andere nicht. Du darfst jetzt normal sein. Du brauchst diesen Vietnam-Scheiß nicht. Ich will dich nicht zur Arbeit schicken wie ein Kind in den Kindergarten. Ich will, dass du ein Gehalt hast und normale Freunde und dass du endlich aufhörst zu trinken und De Niro in *Taxi-Driver* zu spielen. Ich glaube nicht, dass du erledigt bist. Du denkst das.«

Die Kellnerin servierte das Hauptgericht. Krešo aß rasch und war nicht schlecht gelaunt. Das Gespräch tat ihm offenbar gut. Mitten in ihrem wütenden Monolog hatte Lidija begriffen, dass Krešo einen anständigen Kampf suchte. Er wollte über dieses Thema sprechen, über die Zukunft, über seine Schuld, wollte mit nichts hinter dem Berg halten. Plötzlich tat er ihr leid. Sie wollte seine Hand ergreifen, aber er kam ihr zuvor.

»Keine Angst, Lidija. Ich bin nicht so, wie du denkst. Ich

bin trocken und werde nicht anfangen zu saufen. Kein Kandidat für das Vietnam-Syndrom, und auch keiner, der im Suff endet.«

»Das ist es nicht.«

»Was denn?«

Lidija wollte sagen, dass sie sich vor seinen Gewissensbissen fürchtete. Aber sie tat es nicht. Es hätte ein neues qualvolles Kapitel aufgeschlagen, das sie lieber überblätterte. »Du weißt schon. Das Büro liegt doch nicht etwa im fünften Stock oder so? Da würdest du mit deinem Bein nicht schaffen.«

Krešo grinste besänftigt, während er sich eine Ladung Bratkartoffeln in den Mund schob. Heute war alles gut. Er ließ mit sich reden, akzeptierte das Gesagte ruhig und gelassen. Lidija registrierte es mit Erleichterung. Einiges war endlich ausgesprochen, und beide wussten, dass der Krieg oder zumindest dieser Krieg vorbei war.

Sie verbrachten den Tag in geschwisterlicher Idylle, wie in einer Hollywood-Schnulze. Lidija war glücklich, wenn auch nicht ungetrübt. Die ganze Zeit über saß sie in der geschwisterlichen Idylle wie auf einem Vulkan. Sie spazierten durch den Park und aßen Eiscreme. Sie unterhielten sich, aber Lidija umschiffte unangenehme Themen, unangenehme Personen und insbesondere unangenehme Orte wie die Bar des Reha-Zentrums. Sie lavierte geschickt herum und wurde mit einem netten Familienausflug belohnt. Dieser Tag kostete sie eine Menge Kraft. Wie hoch Krešos Einsatz war, konnte sie nicht sagen. Und sie hatte keine Ahnung, wie es sein würde, wenn er nach Split käme. Krešo wusste es auch nicht und Mutter schon gar nicht. Sie drei würden es gemeinsam herausfinden, und Lidija ahnte schon an diesem Abend, als sie in den Bus nach Zagreb stieg, dass es kein Zuckerschlecken werden würde.

– Ende der Leseprobe –